

3 Das konkrete Feld queerer Fitnessgruppen

Auf organisatorischer Ebene handelt es sich bei allen ethnografisch untersuchten Sportgruppen um Untergruppen übergeordneter gemeinnütziger Sportvereine. Diese wurden zwischen Mitte der 1980er und 1990er Jahre gegründet und verfolgen alle eine inklusive politische Agenda. Sie sind also Teil sozialer Bewegungen, sei es der feministischen/FrauenLesben, der Schwulenbewegung oder einer allgemein ›inklusionspolitischen‹ (auch mit explizitem Bezug auf gesellschaftliche Exklusions- und Machtstrukturen neben Geschlecht und Sexualität, hier vor allem Rassismus und Ableism²¹). Diese Sportvereine beziehungsweise Gruppen waren und sind explizit als Element einer politischen Agenda zur Etablierung von (Sport-)Räumen und Strukturen für bestimmte, gesellschaftlich (vor allem aufgrund von Geschlecht und/oder Sexualität) diskriminierte Gruppen gedacht. Als primäre Zielsetzung wird formuliert: »Einen Rahmen für Frauen/Lesben und Trans* zu schaffen, in dem sie gemeinsam den Sport treiben können, der ihnen gefällt – von Boxen bis Tanzen – und gleichzeitig sportliche Präsenz zu zeigen ohne als Randgruppe stigmatisiert zu werden« (<https://www.seitenwechsel-berlin.de/verein/25-jahre-seitenwechsel/>, zuletzt eingesehen am 22.06.2018). So verstehen sie sich selbst »nicht nur [als] Sportverein, sondern auch Treffpunkt, Freizeithaus, Krisenberatung, Glückstankstelle, Partnervermittlung, Familie und ein Stück Zuhause.« (<http://vorspiel-berlin.de/verein.html>, zuletzt eingesehen am 10.04.2018) An diesem Punkt wird deutlich, dass die untersuchten Gruppen einen Schnittpunkt zwischen sozialen Bewegungen und Szenen im soziologischen Sinne bilden (vgl. Haunss 2011).

Sie sind damit Teil posttraditionaler Vergemeinschaftung. Für solche ist im Sinne der soziologischen Szene- und Subkultur-Forschung nach Hitzler, Honer und Pfadenhauer zentral, »dass sich Individuen kontingent dafür entscheiden, sich freiwillig und zeitweilig mehr oder weniger intensiv als mit anderen zusammengehörig zu betrachten, mit denen sie eine gemeinsame Interessenfokussierung haben bzw. vermuten.« (Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008: 10) Der Unterschied zur traditionellen Gemeinschaft lässt sich nach Hitzler/Honer/Pfadenhauer auf den Punkt

21 Mit Ableism wird sich aus Mangel eines deutschen Begriffs eines Anglizismus bedient, welcher die Setzung von bestimmten Fähigkeiten und Kompetenzen als normal als Basis für die soziale und kulturelle Diskriminierung derer bezeichnet, die nicht über diese Fähigkeiten verfügen (Karim/Waldschmidt 2019). So wird beispielsweise festgelegt, dass Menschen ab etwa einem Jahr auf zwei Beinen laufen und alle die dies nicht tun (können) damit behindert seien. Anders als der deutsche Begriff der Behindertenfeindschaft kann Ableismus besser beschreiben, dass es nicht unbedingt einer direkten Feindschaft bedarf, sondern das diskriminierende Potential bereits in der unterschiedlichen Bewertung von Befähigungen liegt.

»Vom Schicksal zur Aufgabe«²² (ebd.) verdichten. Konzipieren sich traditionale Gemeinschaften auf eine Idee der »Schicksalsgemeinschaft« – ungeachtet der sozialen Konstruiertheit dieses geteilten Schicksals (Anderson 2005) – und beinhalten eine recht umfassende und langfristige bis dauerhafte Zugehörigkeit, postulieren Hitzler/Honer/Pfadenhauer für posttraditionale Vergemeinschaftungen hingegen:

»Die Mitgliedschaft in einer posttraditionalen Gemeinschaft besteht somit im Wesentlichen in der Übernahme und im Vollzug von bzw. im Bekenntnis zu für diese (Teilzeit-)Kultur symptomatischen Zeichen, Symbolen und Ritualen. D.h., dass man sich eben nicht oder zumindest weniger aufgrund solidaritätsstiftender gemeinsamer Wertsetzungen, sondern sozusagen ästhetisch und prinzipiell vorläufig für die Mitgliedschaft *entscheidet*.« (Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008: 13, Herv.i.O)

Fraglich ist jedoch, warum und inwiefern eine traditionelle Gemeinschaft – wie die einer Nation, in welche Individuen in der Regel per Geburt aufgenommen werden – auf mehr »solidaritätsstiftender gemeinsamer Wertsetzungen« basieren soll, als eine posttraditionale Vergemeinschaftung, der sich aufgrund ihrer Werte, und seien es ästhetische, bewusst angeschlossen wird.

Zutreffender ist das Merkmal der freiwilligen und selbst getätigten Zuordnung im Vergleich zu traditionellen Formen der Vergesellschaftung qua Geburt. Allerdings ist auch diese Freiwilligkeit nicht so simpel und beliebig, wie es im obenstehenden Zitat anklingt. So basiert die Vergemeinschaftung in der hier untersuchten Szene nicht ausschließlich auf geteilten ästhetischen Vorlieben, sondern durchaus auch auf Basis erlebter Diskriminierung. Frauen-, FrauenLesbenTrans*- , lesBischwule oder eben queere Sportgruppen stellen nicht nur eine beliebig wählbare Option zur Sportausübung dar, sondern sind zumindest für einige Teilnehmende auch eine Notwendigkeit, wenn beispielsweise die Struktur der Umkleiden eine Teilnahme an anderen Sportangeboten massiv erschwert (siehe Kap.III.2). Dennoch verorten nicht alle trans* oder nicht-binärgeschlechtlichen, nicht-heterosexuellen Menschen sich in entsprechenden Szenen oder Subkulturen, so wie sich auch noch nie alle Frauen und Lesben entsprechenden sozialen Bewegungen und Szenen angeschlossen haben. So sind zwei der Interviewpartner_Innen dieser Studie zwar einer größeren queeren Szene zugehörig, nutzen aber explizit keine queere Sportstruktur. Individuen entscheiden also individuell, ob und gegebenenfalls wieviel ihres Lebens sie in die Szene integrieren. Zugehörigkeit zur queeren Szene kann von der Wahl eines Arbeitsplatzes in einer entsprechenden NGO über das Leben in

22 Die Tatsache, dass dieselbe und ähnliche Formulierungen gern zur Beschreibung des Körpers in der (post- oder spät-)Moderne genutzt wird (Hitzler 2002: 80), verweist darauf, dass »Vom Schicksal zur Aufgabe«, wohl als das Paradigma des (post- beziehungsweise spät- oder reflexiv)modernen Lebens gefasst werden kann. (vgl. Villa 2014: 430)

explizit queeren Wohn- und Lebenszusammenhängen reichen und sehr umfassend sein, oder sich beispielsweise auf die gelegentliche Nutzung bestimmter Szenestrukturen, wie den Besuch entsprechender Kneipen, Partys oder eben Sportvereine beschränken. Ob, beziehungsweise inwieweit, eine eigenen ›Betroffenheit‹ für die Szenezugehörigkeit vonnöten ist, ist zumindest teilweise umstritten, ebenso ob sie hinreichende Bedingung der Szenezugehörigkeit ist. Denn es gibt neben der ›Betroffenheit‹, also einer Selbstverortung als in irgendeiner Weise queere Person, oft weitere mehr oder weniger subtile Regeln der Szenezugänglichkeit, wie Nina Schusters Ausführungen zu einer Debatte um die Partizipation eines trans* männlichen Polizisten an queeren Räumen darlegen (Schuster 2010: 273ff.).

Wie sich schnell zeigt, ist ein zentrales Merkmal der untersuchten Vergemeinschaftungen ihre deutliche Abgrenzung zur als Mainstream konzipierten Außenwelt. Auch finden sich recht spezifische Praktiken und Codes, sei es der Umkleidenorganisation oder im Sprachgebrauch, die für nicht-Szenezugehörige mitunter schwer verständlich sind. Damit zeigt das Feld Eigenschaften der klassischen Definition einer Subkultur, welche als »relativ geschlossene, nicht so leicht zugängliche Gruppierungen, die zusammengehalten werden durch einen mehr oder minder radikalen Gegen-Entwurf gegen die (vermeintliche) Hegemonial-Kultur« (Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008: 62) definiert ist. Dabei zeigt sich jedoch auch eine, mitunter konfliktreiche, Heterogenität auch innerhalb dieser Praktiken und Codes, was nicht zuletzt auch Gegenstand dieser Arbeit ist.

Die untersuchten Sportgruppen sind untereinander lose vernetzt und Teil einer tendenziell globalen queeren Szene (siehe Einleitung und Kap. III.1), welche über diverse Infrastruktur verfügt, wie eben Sportgruppen und -vereine, aber auch Kneipen, Wohnprojekte, Beratungsstellen und weiteres. Unter dem Begriff Szene wird nach Hitzler/Niederbacher »eine Form von lockerem Netzwerk; einem Netzwerk, in dem sich unbestimmt viele beteiligte Personen und Personengruppen vergemeinschaften« (Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008: 56) verstanden. Weiter heißt es:

»In eine Szene wird man nicht hineingeboren oder hineinsozialisiert, sondern man sucht sie sich aufgrund irgendwelcher Interessen selber aus und fühlt sich in ihr eine Zeit lang mehr oder weniger ›zu Hause‹. Eine Szene weist typischerweise lokale Einfärbungen und Besonderheiten auf, ist jedoch nicht lokal begrenzt, sondern, zumindest im Prinzip, ein weltumspannendes, globales– und ohne intensive Internet-Nutzung der daran Beteiligten zwischenzeitlich auch kaum noch überhaupt vorstellbares – Gesellungsgebilde bzw. eine ›globale Mikrokultur.« (Ebd.)

Dabei ist die Flüchtigkeit und die starke Loslösung der Szene-Zugehörigkeit von der sozialen Lage der Teilnehmenden, welche in der Hitzlerschen Szenebegriffsdefinition enthalten ist, im untersuchten Feld nicht so einfach empirisch

belegbar. Im Gegenteil: Hier gibt es viele Teilnehmende, die seit vielen Jahren an queerer (Fitness)Sportkultur partizipieren und selbst wenn die konkrete Partizipation am Fitnesssport oder am Sport generell bei Einzelnen eine eher kurze Phase darstellt, bleibt die Selbstverortung in der queeren Szene und die Partizipation an anderen Angeboten dieser meist über viele Jahre bis Jahrzehnte bestehen. Auch Robert Schmidt stellt in seiner Ethnografie im Berliner Yaam-Club in Angrenzung zu Hitzlerschen Szene-Definition fest:

»Es deutet einiges darauf hin, daß die Vergemeinschaftungsform der Szene nicht durch eine generelle Unverbindlichkeit und Flüchtigkeit gekennzeichnet ist, sondern eher einen von traditionellen und institutionalisierten Gemeinschaften zu *unterscheidenden Modus von Verbundenheit und Verbindlichkeit aufweist.*« (Schmidt 2002: 273, Herv. C.S.)

Dabei werden Szenen häufig als Jugendphänomen beschrieben, zum Beispiel bereits im Buchtitel von Hitzler und Niederbacher, der »Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute« (Hitzler/Niederbacher 2010) lautet.²³ Es ist jedoch empirisch nicht nur ein Merkmal queerer Subkultur oder Szene, dass die Zugehörigkeit nicht als Jugendphase der Teilnehmenden betrachtet werden kann. Auch Robert Schmidt findet im Berliner Yaam-Club und der hier angesiedelten Szene sehr unterschiedliche Altersgruppen vor (Schmidt 2002: 251ff.). Diese Befunde müssen gleichzeitig im Lichte einer allgemeinen Juvenilisierung betrachtet werden, die nach Reckwitz charakteristisch für die Spätmoderne ist: »Jugendlichkeit als kulturelles Muster wird für alle Altersstufen attraktiv und dominant.« (Reckwitz 2018: 337) Damit kann wiederum auch eine Verortung in subkulturellen Szenen und ein im Feld verbreiteter »junggebeliebener« Lebensstil (ledig, kinderlos, beruflich flexibel) jenseits der eigenen Jugend (mit)erklärt werden.²⁴

Im hier zu beschreibenden Feld liegt die Altersverteilung grob zwischen Anfang zwanzig und Ende vierzig²⁵, in einer der beobachteten Gruppen sogar eher bei Mitte dreißig bis Mitte fünfzig, ist also mitnichten klar auf die Jugend beschränkt. Von Studienanfänger_Innen über NGO-Angestellte und mehr oder weniger prekären Freiberufler_Innen verschiedener Felder, von Hartz-IV-Empfänger_Innen bis zu hohen akademischen Angestellten finden sich verschiedene Lebenslagen, welche

23 Im Werk selbst wird dabei auch von einer zunehmenden Altersheterogenisierung in Szenen gesprochen (ebd.: 21).

24 Judith/Jack Halberstam (Halberstam 2003) erklärt dies zu einem Charakteristikum explizit queerer Lebensführung, was sowohl queere Lebensformen in festen Familienstrukturen und mit fester beruflicher Verortung verkennt wie auch die Tatsache, dass es sich bei diesem vermeintlich queeren Lebensstil generell um ein Charakteristikum spätmoderner akademischer urbaner Lebensführung handelt.

25 Tatsächlich kenne ich konkret nur die Altersangaben der 14 Interviewpartner_Innen, der Gesamterschnitt ist also geschätzt.

aber ein insgesamt hoher Akademisierungsgrad verbindet.²⁶ Die Klientel der hier beforschten Sportgruppen lässt sich damit zur spätmodernen Mittelklasse nach Reckwitz (2018) zurechnen, welche sich mehr durch kulturelles Bildungskapital als durch ökonomisches Kapital definiert, wenngleich das hohe Bildungskapital sich in der Regel auch materiell niederschlägt.

Ferner zeichnet sich, zum Teil bedingt durch explizite Zielgruppenbeschränkung auf FrauenLesbenTrans*Inter* (in zwei von drei beobachteten Gruppen), das Feld durch eine recht geringe Präsenz von cis Männern aus (explizit dazu siehe Kap.III.3.4). Ebenso sind jedoch auch trans* Frauen selten, zahlenmäßig dominieren cis Frauen, trans* Männer und nicht-binärgeschlechtliche Menschen. Anzumerken ist, dass im Feld trotz expliziter Einladung von inter*geschlechtlichen Menschen z.B. durch das I* in Selbst-/Zielgruppenbeschreibungen, Inter*-Perspektiven in Diskursen und Repräsentationen des Feldes eher marginal sind, was jedoch für alle queeren Szenen gilt (Kokits/Thuswald 2015: 86).

Der größte Anteil der Personen ist Weiß und spricht deutsch als Erstsprache, wenige haben chronische Erkrankungen (siehe Kap. III.4.3) und dadurch athletische Einschränkungen, keine Person im Untersuchungszeitraum wies eine für mich erkennbare körperliche Einschränkung (>fehlende< Gliedmaßen, Rollstuhlnutzung, Blindheit oder Gehörlosigkeit, ...) auf. Agnes Elling, Paul de Knop und Annelies Knoppers stellen in einer Studie zu schwulen und lesbischen Sportvereinen fest, dass »[t]he social similarities and bonding [...], however, are not only related to sexual preference, but also to (higher) education and (white) ethnicity.« (Elling/de Knop/Knoppers 2003: 451) Das lässt sich auch für das hier untersuchte Feld festhalten.

Die recht große Homogenität der Szene lässt zumindest vermuten, dass die Zugehörigkeit nicht ganz unabhängig von der sozialen Verortung zustande kommt. »Anstatt den Zusammenhang zwischen sozialen Lagen, Alltagsästhetik und Szenezugehörigkeit vorschnell zu zerreißen«, so Robert Schmidt, »erscheint es analytisch fruchtbarer und empirisch evidenter, diesen Zusammenhang für die Sozialform der Szene neu und spezifisch zu konzeptualisieren«. (Schmidt 2002: 273ff.). Schmidt liest aus seinem empirischen Material heraus, dass »die Akteure [sic!] zugleich wählen *und gewählt werden*. Sie entscheiden sich in dem Maße für

26 Dieser weist zudem eine gewisse Schlagseite in die sozialwissenschaftliche Richtung auf. So gibt es im Sample zwar auch Abschlüsse und Tätigkeitsfelder in Informatik, Sportwissenschaft und Ingenieurwissenschaften, aber der Großteil der beobachteten Personen verfügt über akademische Bildung im Bereich der Sozial- und Kulturwissenschaften, mitunter auch explizit der Gender Studies, also in dem akademischen Feld, in welchem auch die vorliegende Studie verortet ist. Das prägte natürlich auch die Interaktion von Forschender und Beforschten unter anderem in Interviews (siehe auch II.4.1).

eine Mitgliedschaft, wie sie Aussicht haben, aufgrund kompatibler habitueller Dispositionen in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden.« (Schmidt 2002: 274, Herv.i.O.) Davon ist auch im Fall der hier untersuchten (Sub-)Szene auszugehen.

Ein weiterer kritischer Punkt an der Hitzlerschen Szenedefinition ist die rein ästhetisch motivierte und grundlegend unpolitische Ausrichtung.²⁷ Nach Bewegungsforscher Sebastian Haunss sind Szenen dagegen generell häufig mit sozialen Bewegungen verknüpft (Haunss 2011). Auch im hier untersuchten Feld liegt eine Verknüpfung oder Überschneidung der Sozialform Szene mit der einer sozialen Bewegung vor – der feministischen beziehungsweise queer-feministischen.²⁸ Im Sinne Haunss' handelt es sich bei der feministischen, queer-feministischen oder queeren Bewegung mit ihrem Anspruch der »Politik der ersten Person« (Haunss 2011: 49, siehe Kap. II.1) um eine präfigurative. »Präfigurative Bewegungen erheben den Anspruch, die von ihnen angestrebten, weitgehenden gesellschaftlichen Veränderungen bereits im eigenen Handeln, in den Bewegungs- und Alltagspraxen der AktivistInnen, vorweg zu nehmen.« (Haunss 2011: 42)²⁹ In diesem Kontext erfüllen bewegungsnahe Szenen, wie die hier untersuchte, »die Funktion, einen Raum für die Realisierung alternativer oder auch nur von der gesellschaftlichen Norm abweichender Lebensweisen zu bieten.« (Ebd.: 44)

Dass Bewegung und Szene dabei nicht zwangsläufig in eins fallen, zeigt Haunss am Beispiel der zweiten Schwulenbewegung, die sich zum Teil dezidiert von der Szene und deren Alltagspraxen abgrenzte (ebd.: 47). Die Frage, wieviel »Überlappung« notwendig ist, um in der Bewegung als glaubwürdig anerkannt zu werden, ist dabei kontingent und mitunter strittig (Haunss 2011: 43f). Im untersuchten Feld dieser Arbeit drückt sich das beispielsweise an der Frage aus, ob als Feminist_In und in queeren Räumen affirmativ über Diäten gesprochen und diese praktiziert werden »dürfen« oder dies dem Anspruch des Feminismus zuwiderläuft (siehe Kap. III.4). So wie also in Tecklenburg/Brochterbeck in den frühen 1990er Jahren die Frage im (feministischen Sport-)Raum stand, wie die immanenten Logiken des Jazztanzes mit Grundsätzen eines politischen Konzepts von Feminismus zusammenzubringen sei (Kap. II.1), so stellt sich den Akteur_Innen im Untersuchungsfeld die Frage, wie eine Selbstzuordnung als queer mit den immanenten Logiken des Fitnesssports praktisch vereinbart werden kann. Wie diese Frage verhandelt wird und welche Rolle das Körper-Selbst-Verhältnis hierfür spielt, war Gegenstand der ethnografischen Untersuchung.

27 Das wird auch in Hitzlers Forschungsteam selbst in Bezug auf die Antifa-Szene kritisch diskutiert (Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008: 61).

28 Mehr zum Konzept Queer-Feminismus und dem Verhältnis zum Feminismus findet Ommert 2016 und bei Groß 2019.

29 Ein vergleichbares Konzept findet sich bei Hitzler als Begriff der »«existentiellen« Reichweiten« (Hitzler/Niederbacher 2010: 17).